



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brix, Th.: Die Pflicht zur Arbeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Pflicht zur Arbeit

Von Th. Brig (in Berlin)



Die Arbeitsverhältnisse, auf die durch den großen Berliner Schneiderstreik die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, haben sich seitdem nicht wesentlich verändert. Es lohnt sich daher wohl, ihre Ursachen zu untersuchen und die zu ihrer Besserung gemachten Vorschläge zu prüfen.

Wenn eine Arbeit besonders schlecht bezahlt wird, so liegt die Frage nahe, warum sie denn von denen, die sie verrichten, übernommen wird. Forschen wir nach, so wird sich wohl meistens ergeben, daß es der starke Andrang zu dieser Arbeit ist, der den Lohn so herabdrückt. Und da liegt dann wieder der Schluß nahe, daß diese Arbeit doch vor andern Arbeiten gewisse Vorzüge haben muß, um deretwillen sie aufgesucht wird. Dann aber ist der geringe Ertrag dieser Arbeit nicht ein unabwendbares Unglück, sondern die materielle Schädigung wird freiwillig übernommen wegen der sonstigen Vorzüge der Arbeit. Es ist merkwürdig, daß in einem Falle, wie bei dem Schneiderstreik, solche Erwägungen gar nicht oder nur sehr nebenbei geltend gemacht worden sind. Wer den Grundsatz aufstellt, daß allen Menschen das gleiche Los bereitet werden sollte, daß das Arbeitenmüssen an und für sich schon ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit sei und der menschlichen Bestimmung widerstreite, hat sich freilich mit solchen Fragen nicht zu beschäftigen; er zeige dann aber auch, wie seine Forderungen zu verwirklichen sind. Halten wir uns dagegen an die Thatsache, daß für die große Mehrzahl der Menschen die Arbeit die Bedingung der Existenz ist, und daß diese Bedingung meistens nicht als eine Unannehmlichkeit empfunden wird, so ist auch nicht darum heranzukommen, daß das größere oder geringere Maß der Unannehmlichkeit einen Unterschied der Lohnhöhe bewirkt. Wer die lästigere Arbeit übernimmt, dem gebührt dafür ein höherer Lohn, als ihn der erhält, der sich die angenehmere Arbeit aussucht. Der Versuch, einen Normallohn herzustellen, was freilich auch aus andern Gründen unmöglich ist, müßte doch schon daran scheitern, daß sich bei gleicher Bezahlung aller Arbeit sich zu wenige finden würden, die geneigt wären, die schwerere und unangenehmere Arbeit zu übernehmen.

Entspricht es denn in Wahrheit der Gerechtigkeit, wenn man den, der
Grenzboten II 1896

freiwillig um einen geringern Lohn arbeitet, unter allen Umständen als einen Unglücklichen betrachtet, dessen trauriges Los abzustellen die Pflicht der Gesellschaft sei? Ist doch nach seinem eignen Urteil die Lage, in die er sich durch das Arbeiten zu niedrigen Lohnsätzen bringt, ein geringeres Übel, als die Beschwerden und Unannehmlichkeiten, die die Thätigkeit in einem andern, besser lohnenden Arbeitszweig für ihn mit sich bringen würde, oder die Stellung, die er dann übernehmen müßte. Die Zahl derer, die durch körperliche Schwäche genötigt sind, eine leichte Arbeit, wie Schneidern, zu ergreifen, wird verhältnismäßig sehr gering sein. In den allermeisten Fällen sind andre Gründe entscheidend, nämlich ein gewisser Standesstolz oder der Wunsch, ein unabhängigeres Leben zu führen als etwa in einem Dienstverhältnis.

Auch sollte die Benutzung der so angebotnen Arbeitskraft nicht schon deshalb mit einem Makel behaftet werden, weil die Lohnsätze im Verhältnis zur Bezahlung andrer Arbeit so niedrig sind. In vielen Fällen ist es ja der niedrigere Lohnsatz, der überhaupt erst die Beschäftigung dieser Arbeitskräfte ermöglicht. In der Großstadt giebt es viele Arbeitsuchende, männliche und weibliche, für die der Arbeitsverdienst nur eine Nebeneinnahme ist, denen er nicht den ganzen Lebensunterhalt zu gewähren braucht. Diese sind offenbar nicht hilfsbedürftig; niemand wird für sie Mitleid beanspruchen. Wo aber ein Angebot von Arbeitskräften ist, werden auch Unternehmungen daraufhin gegründet, und hierbei wird der Preis der Arbeit mit in Rechnung gestellt. Verdient nun jeder Arbeitgeber ein Ausbeuter genannt zu werden, der einen Lohn zahlt, von dem er weiß, daß dieser Lohn nicht zur Deckung des vollen Lebensunterhalts ausreicht? Wenn es sich um die oben erwähnte Klasse von Arbeitsuchenden handelt, wird das selbst der eifrigste Sozialpolitiker kaum behaupten wollen. Denn ihnen geschieht offenbar ein Gefallen damit, daß ihnen Arbeitsgelegenheit, wenn auch nur für einen so geringen Preis, geboten wird; sie können ihrer ganzen Lage nach mit dieser kleinen Einnahme zufrieden sein. Wenn bedürftige Arbeitsuchende zu demselben Preis beschäftigt werden, so könnte ja der Vorwurf der Ausbeutung berechtigter erscheinen. Der Arbeitgeber kann jedoch über die Verhältnisse seiner Arbeiter oder Arbeiterinnen nicht immer so genau unterrichtet sein, daß er wüßte, für wen der Lohn auskömmlich ist, und für wen nicht. Überdies wäre es wohl ein eigentümliches Mitleid, wenn der Arbeitgeber dem Arbeitenden wegen seiner Bedürftigkeit die Zuerteilung von Arbeit verweigern wollte. Was soll denn nun eigentlich der Arbeitgeber thun, um dem Vorwurf, daß er ein Ausbeuter sei, zu entgehen? Niemand wird ein Geschäft treiben wollen, das keinen Gewinn abwirft. Wenn aber ein Geschäftsgewinn nur bei niedrigen Löhnen zu erzielen ist, so bleibt dem Arbeitgeber, der sich ein Gewissen daraus macht, Arbeitskräfte zu „Hungerlöhnen“ zu beschäftigen, nichts andres übrig als sein Geschäft einzustellen, womit den Arbeitsuchenden schwerlich gedient sein wird. Man

sieht, daß der Begriff der Ausbeutung schwerer zu fassen ist, als die glauben, die diesen Vorwurf so leicht erheben. Was unter einem auskömmlichen Lohn zu verstehen ist, läßt sich am wenigsten feststellen in einer Großstadt mit ihren verwickelten Verhältnissen, ihrer Mannichfaltigkeit der persönlichen Bedürfnisse.

Es kommt mir nicht in den Sinn, Mißbräuche in Schutz nehmen zu wollen. Das Gesagte bezieht sich auf die Lohnhöhe und nicht auf die Behandlung des Arbeiters oder der Arbeiterin. Beides mag schwer zu trennen sein; gewiß liegt in der wirtschaftlichen Schwäche des Arbeitssuchenden für den Arbeitgeber eine starke Versuchung zum Mißbrauch. Und insofern ist es richtig, in der ungenügenden Lohnhöhe die Quelle dieser Übelstände zu suchen und hierin Wandel schaffen zu wollen. Wenn aber weit über die sozialistischen Kreise hinaus die Neigung vorherrscht, schon in dem geringen Lohnsatz an und für sich ein Unrecht zu sehen und daraufhin Anklagen gegen unsere Gesellschaftsordnung zu schmieden, so wird dabei der Fehler begangen, daß man beständig von andern das erwartet, wozu doch der Arbeitssuchende selbst der nächste ist. Nach der Empfindung des verwöhnten Kulturmenschen wird die Lage derer beurteilt, die oft diese ihre unglückliche Lage mit Gleichmut und Gelassenheit tragen, und dabei wird übersehen, daß keine äußere Einwirkung das erzeuhen kann, was in dem Innern solcher Menschen fehlt, und durch dessen Mangel sie in diese Lage gekommen sind. Die Parteinahme für die „Kleinen“ und gegen die „Großen“ ist verständlich und menschlich berechtigt. Dabei wird aber meistens in der Weise gefehlt, daß durch Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf einzelne besonders auffällige Beispiele Vorstellungen erweckt werden, die in ihrer Allgemeinheit nicht zutreffend sind. Es wird nicht beachtet, wie sehr in der Neuzeit die Fähigkeit der „Kleinen,“ sich weiter auszuwachsen, zugenommen hat, nicht beachtet, wie viel größer heute im allgemeinen die Widerstandskraft des Arbeiterstandes gegen jede Unbill, gegen Ausbeutungssucht des Unternehmers und die Ungunst wirtschaftlicher Verhältnisse ist, und daß die schlechte Lage gewisser Arbeitszweige weniger einem wirklichen Mangel an Widerstandskraft zuzuschreiben ist, als dem Verzicht darauf, von dieser Widerstandskraft den vollen Gebrauch zu machen, die Lage des Arbeitsmarktes so auszunutzen, wie es möglich wäre. Als hilfsbedürftig werden ja nicht bloß Familien, sondern auch ledige Personen im besten Lebensalter bezeichnet, und für sie ist doch die Möglichkeit, sich selbst zu erhalten, vorhanden. Jede Einwirkung durch gesetzgeberische Maßregeln, wie auch die, die durch die öffentliche Meinung auf die Gemüther und das Verhalten der Arbeitgeber hervorgebracht werden könnte, bleibt doch nur auf dem Gebiet der kleinen Mittel, kann nicht das Übel gründlich heilen, das der ungesunde Andrang der Arbeitssuchenden zu gewissen Arten der Beschäftigung verschuldet hat.

Kann die Gesetzgebung wirksame Mittel ergreifen, um die Hauptursache

des Übelstandes zu beseitigen? kann sie eine wesentliche Erhöhung des Lohnsatzes bewirken? Für die eifrigen Sozialreformatoren tritt die Frage nach dem Können der Gesetzgebung sehr zurück. Ihnen ist das Sollen der Maßstab für das Können. Mit Anwendung des Kantischen Pflichtgebots rufen sie uns zu, daß, wo ein Wille ist, sich auch schon ein Weg finden werde. Und hierbei kann es ihnen wohl zur Entschuldigung dienen, daß bei uns von sehr mächtigen Parteien derselbe Grundsatz aufgestellt wird, daß dem entsprechend Gesetzesvorschläge gemacht und teilweise auch unter dem Einfluß dieser Parteien Gesetze erlassen werden. Bekanntlich gilt es zur Zeit als die Hauptpflicht der Gesetzgebung, hohe Getreidepreise herzustellen, und es kommt nicht so genau darauf an, ob ein Gesetzesvorschlag und wohl auch ein Gesetz etwas mehr oder weniger unsinnig ist, wenn es nur darnach aussieht, als könnte das erstrebte Ziel dadurch erreicht werden. Da sind immerhin die Absichten der Sozialpolitiker ehrenwerter als die der Agrarier; das Bestreben, die Löhne der sweaters zu erhöhen, verdient mehr Anerkennung, als die Sorge um die Lebenshaltung der Großgrundbesitzer und um die Rente ihrer Güter. Dennoch haben beide Probleme, das, wie man hohe Getreidepreise bei reichlichen Getreidevorräten, und das, wie man hohe Arbeitslöhne bei starkem Angebot von Arbeitskräften herstellen kann, eine gewisse Ähnlichkeit mit einander. Diesen Forderungen liegt Überschätzung der gesetzgeberischen Kraft zu Grunde. Die Frage nach dem Können der Gesetzgebung läßt sich nicht so, wie es diese Heißsporne möchten, beiseite schieben. Unter gesetzgeberischer Möglichkeit darf vernünftigerweise nicht bloß die Fähigkeit verstanden werden, einen Beschluß zu fassen und ins Werk zu setzen. Sondern es will bei diesen Beschlüssen zugleich erwogen sein, ob voraussichtlich die Wirkungen den Erwartungen entsprechen werden, oder ob nicht für das wirtschaftliche Leben schwere Schäden entstehen und der mit dem Gesetz verbundene Zweck ganz vereitelt werden wird. Nun denke man sich, daß durch die Gesetzgebung ein Minimallohn festgesetzt werde, unter dem bei Strafe nicht gearbeitet werden dürfe. Können dann auch die Arbeitgeber gezwungen werden, zu solchen Löhnen arbeiten zu lassen, gleichviel, wie es dabei um die Einträglichkeit ihres Geschäfts bestellt ist, und zwar so viele Arbeitgeber, daß dadurch die Nachfrage nach Arbeit befriedigt wird, eine Nachfrage, die ja durch die Festsetzung eines möglichst reichlich bemessenen Minimallohnes für die bisher so schlecht bezahlte Arbeit ins ungeheure wachsen müßte? Wie wäre das denn anders zu machen, als daß der Staat die Arbeitgeber, die mit Verlust zu arbeiten gezwungen sind, entschädigen müßte? Kurz, man würde damit in den sozialistischen Staat hineinsteuern.

Die Forderung einer bedeutenden Lohnerhöhung wird öfter mit der Behauptung begründet, daß die Arbeitgeber recht gut mehr abgeben könnten. Dabei liegt die Vorstellung zu Grunde, daß eine Einkommenregelung möglich sein müsse, wobei jedem sein beschiedenes Teil wird, keiner allzu viel und keiner allzu

wenig verdient. Als ob sich der Unternehmergeinn nach diesem Grundsatz abmessen und im voraus festsetzen ließe! Könnten wir das „Wetten und Wagen,“ die Unsicherheit des Unternehmens beseitigen, so würden wir auch eine Haupttriebfeder des wirtschaftlichen Fortschritts und der Ansammlung von Wohlstand hinwegnehmen. Man sehe zu, wo der Reiz des Unternehmens bleiben würde, wenn man nach solchen Grundsätzen den Geschäftsgewinn zu beschneiden verstünde. Dadurch, daß viele versuchen, was nur wenigen gelingt, werden die Kräfte angespannt, wird der Scharfsinn angestrengt, neue Mittel und Wege des Erwerbs ausfindig zu machen. Daß aber der Unternehmer seine Haut zu Markte trägt, beachtet der sozialpolitische Reiz nicht; er sieht nur auf die Emporgekommenen und nicht auf die Gefallenen.

Auch ein anderer Vorschlag zur Abhilfe scheint mir auf irrigen Voraussetzungen zu beruhen. Man möchte die Arbeitsuchenden, denen ihre wirtschaftliche Lage erlaubt, ihre Arbeitskraft um einen geringen Preis anzubieten, vom Arbeitsmarkt fernhalten. Frauen und Mädchen aus den bessern Ständen, so heißt es, drücken den Preis der weiblichen Handarbeit herab, meistens nicht durch die Not gezwungen, sondern um ihre Fußsucht zu befriedigen. Hier wird also geradezu der Müßiggang solchen Frauen zur Pflicht gemacht, die auf diese Art der allgemein menschlichen Bestimmung zur Thätigkeit doch wenigstens in bescheidenem Maße gerecht werden. Und wohin kämen wir denn, wenn wir diesen Grundsatz verallgemeinern und auf alle Art von Thätigkeit ausdehnen wollten, wenn wir jedem Wohlhabenden, jedem, den nicht die Not des Lebens unmittelbar zur Arbeit zwingt, die Ausübung irgend einer Thätigkeit verbieten wollten, damit nur nicht der Preis der Arbeit herabgedrückt werde für die, die für ihren Lebensunterhalt darauf angewiesen sind? Wie viele wertvolle Thätigkeit auf dem Gebiete des geistigen Schaffens würde unterbleiben müssen, wenn solche Forderungen aufgestellt und beachtet würden!

Daß sie beachtet werden, ist wohl auch in dem vorliegenden Falle nicht zu erwarten, und wenn sie es würden, wäre denn damit die Sache gebessert? Wenn wir auf diese Art die Konkurrenz um die betreffende Arbeit einschränken oder selbst wenn wir andererseits die Arbeitsgelegenheit künstlich vermehren könnten, was würde es helfen, solange die Schar der Arbeitsuchenden heißhungrig über jeden Brocken Arbeit herfällt, solange diese Schar wächst in dem Maße, wie die Arbeitsgelegenheit zunimmt, solange mit einem Wort die Bevorzugung dieser besondern Arbeit durch die Arbeitsuchenden selbst trotz ihrer ungenügenden Bezahlung fort dauert?

Ebenso wenig dürfte die andre aus sozialpolitischen Erwägungen hervorgehende Mahnung Gehör finden, daß beim Einkauf von Lebensbedürfnissen die Einwirkungen dieses Einkaufs auf die Arbeitsverhältnisse bedacht werden sollten, und ebenso wenig dürfte auch von ihrer Befolgung Besserung zu erwarten sein.

Es wird nicht gelingen, in dieser Weise die Kaufgewohnheiten des Publikums zu beeinflussen, und wenn auch das Publikum diese Mahnungen beherzigte, so würde doch damit gar keine Gewähr dafür gegeben sein, daß die beabsichtigten Wirkungen eintreten.

Was der Arbeiter oder die Arbeiterin selbst zur Aufbesserung ihrer Lage thun könnten, wird bei allen diesen wohlgemeinten Ratschlägen ganz übersehen.

Auf der einen Seite der Arbeiter, der den Unternehmer fast in der Gewalt hat und ihm Bedingungen vorschreiben kann, auf der andern der abhängige, bedrückte, der Willkür preisgegebne Arbeiter. Und ähnlich ist es auf dem Gebiete der weiblichen Arbeiten. Hört man doch die Hausfrauen darüber klagen, nicht allein, daß die Dienstmädchen anspruchsvoll sind und alle möglichen Bedingungen stellen, sondern daß brauchbare Mädchen überhaupt fast nicht zu bekommen sind. Dieser Gegensatz zeigt klar genug, daß der Unterschied der Lage dieser beiden Arbeiterklassen nicht den wirtschaftlichen Verhältnissen zuzuschreiben ist, sondern einem Unterschiede der Anschauungen und Lebensgewohnheiten der einzelnen Arbeiter selbst. Sollen wir denn die Anschauung, die den Arbeitenden dann abhält, eine lohnende Arbeit zu ergreifen, die Vorstellung, daß er sich für diese Arbeit nicht eigne, richtiger gesagt, daß er dafür zu gut sei — denn das ist der Abhaltungsgrund in sehr vielen Fällen —, als ein Mührmichnichtan betrachten? Oder sollen wir nicht, anstatt uns den Kopf zu zerbrechen mit Plänen, wie durch Gesetze in das Privatleben eingedrungen und dem Einzelnen ein Zwang auferlegt werden könne, lieber eine verkehrte Zeitrichtung zu bekämpfen suchen, die leider mit viel zu viel Nachsicht behandelt wird? Auch den besitzenden Klassen ist der Vorwurf zu machen, daß ihnen das Bewußtsein von der Ehre der Arbeit zu sehr abhanden gekommen ist; sie sind bei der Abwendung von der Arbeit mit gutem Beispiel vorgegangen. Schon die Erziehung wirkt dahin, daß sich nicht allein falsche Ehrbegriffe einbürgern, sondern sich auch die Körperbeschaffenheit den Idealen von der Bestimmung des Menschen und von der ihm zukommenden Thätigkeit anpaßt. Wenn die abhärtende und stählende Wirkung der Körperarbeit oder auch nur jeder anspannenden körperlichen Bewegung von Jugend auf fehlt, so mag später die Behauptung, daß die Befähigung zu schwerer Arbeit fehle, thatsächlich nicht unberechtigt sein. Es ist aber förmlich unheimlich, zu beobachten, wie namentlich auf dem Gebiete der weiblichen Hausarbeiten dieses Ausschneiden der gröbern und vermeintlich entehrenden Beschäftigungen fortschreitet. Der höhern Tochter, die höchstens einige leichtere Hausarbeiten zum Zeitvertreib und so weit es dringendere Verpflichtungen wie Pflege von Musik u. dergl. erlauben, übernimmt, rückt allmählich das Dienstmädchen nach; auch sie sucht die gröbern Arbeiten möglichst von sich abzuschieben, sodaß dann noch andre dienstbare Geister dafür angenommen werden müssen.

Aber nicht nur diese oder jene Arbeit allein, sondern schon die Stellung eines Dienstmädchens an und für sich wird ja als entwürdigend angesehen. Obgleich sich die Lage der Dienstmädchen so bedeutend gebessert hat, scheut sich die weibliche Jugend der Großstädte doch zum großen Teil vor dem Eingehen eines Dienstverhältnisses, oder sie ist so verwöhnt und anspruchsvoll, daß anderweitiger Ersatz gesucht wird und die Arbeitskräfte herangezogen werden aus Gegenden, wo sich die Arbeiterbevölkerung einfachere Anschauungen und Gewohnheiten bewahrt hat. Für die aus dieser Bevölkerung hervorgegangnen Mädchen wiederum bedeutet die Übernahme eines städtischen Dienstes einen Fortschritt. Sie finden in der Stadt günstigere Arbeitsbedingungen und eine angenehmere Stellung; sie sind von den schwerern körperlichen Anstrengungen der Landarbeit befreit. So zieht diese Bewegung ihre Kreise weit aufs Land hinaus und hat dort die Knappheit besonders an weiblichen Arbeitskräften zur Folge, über die so sehr geklagt wird. Ich bin kein Freund der Agrarier, aber ich kann doch dem Unmut vieler ländlichen Arbeitgeber über die Fahnenflucht der ländlichen Arbeiter nicht die Berechtigung absprechen. Ich beklage mit ihnen die Abnahme der Lust und Freudigkeit zur Landarbeit. Freilich kann das Bestreben, die eigne Lage zu verbessern, keinem verdächt werden, und es ist auch begreiflich, wenn hierzu ebenso wohl die angenehme Stellung und die leichtere Arbeit, als die Lohnerhöhung gerechnet wird; es ist begreiflich, wenn ein Mädchen häusliche Arbeiten dem Mähmelken oder dem Garbenaufbinden im Sonnenbrande vorzieht. Dem Abzuge nach den Großstädten kann billigerweise nicht durch die von den Agrariern verlangten gesetzlichen Beschränkungen, sondern nur durch Aufbesserung der Lage der Landarbeiter gewehrt werden. Aber das Hinströmen nach den Großstädten ist doch nur unter der Voraussetzung berechtigt, daß hier wirklich die Lage des Arbeitsmarktes günstiger ist als auf dem Lande. Es entspricht nicht der Wahrheit, wenn die ganze so zusammengeströmte Bevölkerung als in einer Zwangslage befindlich dargestellt, der freie Wille in dem Auffuchen des Wohnplatzes wie in der Auswahl der Arbeit nicht beachtet wird.

Das Problem spitzt sich also zu folgenden Fragen zu: Können wir einer beliebig großen Anzahl von Menschen, so viele immer einen bestimmten Wohnort bevorzugen mögen, verbürgen, daß sie an diesem Ort ihr gutes Auskommen finden werden? Und ferner: Können wir einer beliebig großen Anzahl von Menschen, so viele immer aus irgend welchen Gründen sich einen bestimmten Arbeitszweig erwählen mögen, ein gutes Auskommen in diesem Arbeitszweig verbürgen? Ich glaube, man braucht diese Fragen bloß zu stellen, um sofort klar zu machen, daß es sich hier um unausführbare Aufgaben handelt. Und doch wird vielfach die Vorstellung gepflegt, als ob wir etwas vermöchten, wozu wir nicht imstande sind. Wie den wimmernden und jammernden Agrariern entgegengehalten werden muß, daß niemand gezwungen ist, Landmann zu

werden, so ist auch den Klagen über Hungerlöhne entgegenzuhalten, daß von den Arbeitsuchenden selbst nicht das Mögliche und Nötige geschieht, der Überfüllung gewisser Arbeitszweige vorzubeugen.

Wie die Beschaffung von Einnahmen, so ist auch die Verwendung der Einnahmen, die Regelung der täglichen Ausgaben von Einfluß auf die Lage des Einzelnen. Auch hierauf können wir nicht mechanisch durch äußere Mittel einwirken. Wenn ein Bedürftiger Ausgaben, die er sich seiner Lage nach nicht gestatten dürfte, dennoch macht, obgleich er weiß, daß er am nächsten Tage dafür hungern muß, oder wenn er lieber in eine schlechte Höhle kriecht, als diese Ausgaben zu unterlassen, so können wir ihn nicht zwingen, seine Ausgaben zu regeln nach unsern Begriffen von dem, was unentbehrlich ist, oder was zu einem behaglichen Leben gehört. Bei Gelegenheit des Berliner Schneiderstreiks berichtete ein Korrespondent, der einer Versammlung von Streikenden beigewohnt hatte, die Mädchen hätten da beständig vom Tanz und von den dabei gemachten Eroberungen gesprochen. Ein Blumenhändler im Norden hat mir damals gesagt, er habe während der Streitzeit eine wesentliche Einbuße an Einnahmen erlitten, denn wenn die Schneidergesellen zum Tanz gingen, kauften sie sich Blumen. Solche Beobachtungen sind ja nicht neu, aber hier daran zu erinnern, gehört zur Sache. Was zu den unentbehrlichen Genüssen des Lebens gerechnet wird, ist offenbar Geschmacksache. Es wird wohl immer so bleiben, daß für die Mehrzahl der Menschen die Fähigkeit, zu genießen, hinausgeht über die Möglichkeit zur Befriedigung der Genußsucht. Wer sich aber mit seinem Lose zu bescheiden weiß, wird die Notwendigkeit, sich manche Genüsse zu versagen, nicht als einen lästigen Zwang empfinden. Wird umgekehrt die persönliche Empfänglichkeit für Genüsse zum Maßstabe gemacht, wonach sich das Ausgabebudget zu richten habe, unbekümmert um die Zulänglichkeit der Einnahmen, so ist schwer eine Grenze zu ziehen, wo normale Bedürfnisse überschritten werden. Auch Armand Rosenthal, genannt St. Cère, und Friedmann sind vor ihrem eignen Bewußtsein nicht schuldig, obgleich die Welt findet, daß sie etwas solider hätten leben können. Sie sind arme Verfolgte, denen die böse, klatschhafte Welt ihre plaisirs nicht gönnt, die Welt, die über die Bedürfnisse solcher Herren zu urteilen nicht befugt ist.

Wird nicht auch für den Bedürftigen die Verpflichtung anerkannt, sich nach der Decke zu strecken, wird ihm ein Recht auf Genüsse zuerkannt, das an die durch seine wirtschaftliche Lage gezogenen Schranken nicht gebunden sei, und wird für ihn zugleich die Verpflichtung abgelehnt, sich nach dem Maße seiner Kräfte den höchsten möglichen Arbeitsverdienst zu verschaffen, so möchte ich wissen, mit welchem Rechte dann überhaupt noch die Begriffe Verschwendungssucht und Arbeitscheu auf den Bedürftigen angewandt werden könnten. Dann nehme man jeden Leichtsinn in Schutz; man erkenne dem Armen das Recht zu, in frühem Alter eine Ehe zu schließen, unbekümmert darum, ob er die Mittel

zur Unterhaltung einer Familie hat. Man kommt auf diese Art geradeswegs zum Ideal vom Schlaraffenland.

Und wie thöricht ist die Vorstellung, daß ein Leben reizlos sei, für das das Streben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit zur obersten Richtschnur gemacht wird. Nein, es ist nicht reizlos und unbefriedigend, selbst heute in dieser Welt mit ihrem gesteigerten Bedürfnis nach Genuß nicht, in dieser Stadt mit ihren mannichfachen Verlockungen zu Geldausgaben. Ich will hier etwas erzählen nicht von der fröhlichen Armut, sondern von der fröhlichen Arbeit, die von sich die Armut fernzuhalten weiß. Ich kenne hier in Berlin eine Familie, deren Mitglieder nach und nach aus einem mitteldeutschen Bauerndorfe hierher gezogen sind. Es sind die Kinder eines dortigen Häuslers, die hier teils in dienender Stellung, teils im Handwerksbetrieb beschäftigt sind. Sie sprechen sich, sowohl die jungen Männer als die Mädchen, sehr befriedigt über die hiesigen Arbeitsverhältnisse aus. Der von ihnen angestellte Vergleich mit den Verhältnissen der Heimat fällt für Berlin günstig aus; sie haben durch den Vorzug nach Berlin ihre Lage verbessert. Sie finden leicht Stellung; sie können sich gut kleiden und noch etwas erübrigen. Sie brauchen sich nicht jede Freude und jeden harmlosen Genuß zu versagen. Sie finden auch Gelegenheit zur Bereicherung unter verhältnismäßig nicht ungünstigen Umständen. Diese jungen Leute sind tüchtige und brauchbare Arbeitskräfte. Sie stammen aus einer Familie, die in der Heimat dem besitzenden Bauernstande gleichberechtigt dasteht. Sie wissen daher nichts von Klassenhaß, noch auch von der Vorstellung, daß es ein bejammernswertes Los sei, um des Lebensunterhalts willen arbeiten zu müssen. Diese ihre Gesinnung und diese ihre Denkart sichern ihnen das Fortkommen. Es ist leicht begreiflich, daß solchen Arbeitskräften der Vorzug gegeben wird, und ein Arbeitender solcher Art erhält denn auch leicht eine bessere Stellung, eben weil sein Wert geschätzt wird. Gewiß wird von Arbeitgebern viel gesündigt. Aber es ist nicht zu bestreiten, daß auch die Gesinnung der arbeitenden Klassen heute vielfach das Dienstverhältnis erschwert. In vielen Häusern wird die Trennung der Stände schmerzlicher als ein Übelstand empfunden, und man würde bereit sein, dem Dienenden eine angenehmere, der Gleichberechtigung nahe kommende Stellung zu gewähren, wenn er sich dazu eignete. Wo sich Bescheidenheit und Arbeitswilligkeit verbinden mit einer Erziehung, die über den Stand des Arbeiters erhebt, da verbürgen diese Eigenschaften das Fortkommen. Verdient denn die Anschauung gestützt zu werden, daß die bessere Erziehung, weil sie die Arbeiterauswahl beschränkt, geradezu ein Hemmnis des Fortkommens sei? Und doch, wie viele, die ihrer Bildungsstufe nach nicht über den oben geschilderten jungen Leuten stehen, halten dieses Vorurteil fest und werden darin bestärkt. Das Mädchen, das einen unauskömmlichen Lohn bezieht, so heißt es, ist gezwungen, sich der Prostitution in die Arme zu werfen, und der hartherzige Arbeitgeber,

der sie für kleinen Lohn beschäftigt, wird angeklagt, daß er das verschulde. Damit wird also die Vorstellung in Schutz genommen, daß das Eingehen eines Dienstverhältnisses, was sofort der materiellen Not ein Ende machen würde, eine größere Schande sei als die Preisgebung der Mädchenehre.

Daß es anders sein sollte, als es ist, dieses Verlangen ist die Triebfeder jedes Fortschritts und jeder Besserung; nicht dieses Verlangen an sich ist verkehrt. Und wenn ich gefragt werde, ob ich die Verbesserungsmöglichkeit leugnete und keine Reformen wolle, so antworte ich, daß auch ich Reformen will, aber es sind unscheinbare Reformen, von denen nicht so viel Aufhebens und Lärmens gemacht wird, wie von denen, die die Reformier par excellence verlangen. Das ist eben das Eigentümliche an der Sache, daß die, die sich selbst zu helfen und sich selbst ein befriedigendes Los zu schaffen wissen, meist nicht viel Redens und Rühmens davon machen, oft gar nicht nach irgend welchen eingelernten schönen Grundsätzen handeln, sondern sozusagen instinktiv, weil sie merken, daß sie dabei am besten fahren. Soll Besserung aus den Kräften der Menschen selbst kommen, so ist eben nichts weiter erforderlich, als daß der rechte Wille und die rechte Einsicht vorhanden sei, daß alle oder doch möglichst viele das thun, was einige, was die Besten und Tüchtigsten thun. Das ist nicht in Hast zu erreichen, ist vielmehr die Sache einer langsamen Volkserziehung, und wahrscheinlich liegt es überhaupt nicht in unserm Volkscharakter, daß wir in Organisation der Selbsthilfe und Erziehung der untern Klassen zur Selbsthilfe genau britischem Vorbild folgen können. Wenn doch wenigstens die Möglichkeit der Selbsthilfe zugegeben, der Wert des Beispiels im kleinen anerkannt würde. Hier ist es, wo sich die Ansichten scheiden. Ich freue mich über jedes Zeichen einer verständigen Gesinnung, nämlich wenn ich sehe, daß sich die Menschen in ihre Lage zu finden wissen, daß sie nicht über ihren Stand hinauswollen, nicht den äußern Schein einer Stellung festzuhalten suchen, die einzunehmen sie ihrem Einkommen nach nicht imstande sind. Aber was ich verständig nenne, mag wohl den sozialreformatorischen Eiferern als ein Zurückgebliebensein an sozialpolitischer Einsicht erscheinen, als ein Mangel an der Gesinnung, die man heute zur Erzwingung sozialpolitischer Reformen zu brauchen glaubt. Es ist ja so viel wirkungsvoller, wenn in die Welt hinausgerufen wird, daß es unerträglich sei und besser werden müsse, als wenn ein klein wenig in bescheidenem Umfang zum Besserwerden Hand angelegt wird.

Es ist in der Stadt wie auf dem Lande. Wenn ein Hofbesitzer wegen Überschuldung den angestammten Sitz verlassen muß, so wird dieses traurige Schicksal zum Anlaß genommen, daran Betrachtungen über die Not der Zeit zu knüpfen, während das stille Schaffen des Nachbarn, der sich trotz der Not zu erhalten weiß, nicht beachtet wird. So auch mögen sich in der Stadt zwei Familien unter gleichen äußern Verhältnissen höchst ungleich benehmen,

und darnach mag sich ihr Loß verschieden gestalten. „Wie mans treibt, so gehts.“ Ich glaube auch beobachtet zu haben, daß manchmal die Not eine heilsame Wirkung hervorbringt, die Not, die trotz aller Bemühungen und schönen Verheißungen nicht hinwegzuschaffen ist, da sich das Empfinden der Not schon einstellt, wenn die gewohnte Lebensweise, die bessern äußern Verhältnissen entsprach, nicht fortgeführt werden kann. Da mag denn eine Familie, die nicht ohne eignes Verschulden vielleicht in eine solche Lage geraten ist, nach längern Jahren wiedergeboren gleichsam, mit neuen Kräften ausgerüstet und darum zum Kampf um den Erwerb geeigneter emporsteigen. Da wird den Standesvorurteilen der Laufpaß gegeben, die in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsenen Kinder empfinden es nicht schmerzlich, daß sie eine untergeordnete Stellung einnehmen müssen, und ihre Anspruchslosigkeit bahnt ihnen den Weg zu einem für sie befriedigenden Dasein. Liegt denn nicht das Schreckliche des Verzichtes auf höhere soziale Lebensstellung eigentlich doch in der Einbildung?

Wenn Beispiele wie die oben angeführten meine Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen, wenn ich ihnen mehr Beweiskraft beimesse als den so oft angeführten entgegenstehenden von der Not der arbeitenden Klassen, wenn ich eine Anschauung bekämpfe, die ich als sozialpolitische Sentimentalität bezeichnen möchte, so mögen dafür hauptsächlich die Eindrücke einer Erziehung bestimmend sein, für die ich dankbar bin, einer Erziehung, durch die mir das Bewußtsein von der Würde der Arbeit tief eingeprägt wurde. Wie ich eine teils ererbte, teils anerzogene Vorliebe hege für die treue, schlichte, entsagende Arbeit, empfinde ich zugleich Widerwillen gegen den Hochmut, der sich von der Arbeit abwendet. Meine ganze Denkart ist so gestempelt worden durch die Erziehung und das Vorbild des Vaters, der die Arbeit, die schwere körperliche, mit einer gewissen Leidenschaft betrieb, dem sie Bedürfnis seiner Natur, Erholung und Genuß war, der den Normalarbeitstag als einen unerträglichen Zwang empfunden hätte, der sich auch durch keine witzelnden und spöttelnden Bemerkungen über seine manchmal nicht ganz standesgemäßen Beschäftigungen irre machen ließ. Wohl war hierbei die Liebe zu den ererbten Gewohnheiten, es waren auch die persönlichen Neigungen einer zur Einsamkeit und zu stiller Betrachtung neigenden Sonderlingsnatur bestimmend; aber es verband sich doch damit das volle Bewußtsein nicht nur von der wirtschaftlichen Bedeutung der Arbeit für den Landmannsstand, sondern auch von ihrem sittlichen und sozialpolitischen Wert, ihrer das Volkstum stählenden Kraft. So steht dieser Mann nicht allein in meiner Erinnerung da als ein Beispiel davon, wie sich ein äußerlich wechselloses, einförmiges Leben durch Arbeitsfreudigkeit und Berufstreue innerlich reich und befriedigend gestalten läßt; unwillkürlich taucht auch bei sozialpolitischen Erörterungen diese Erinnerung vor mir auf, und mit kindlicher Pietät mischt sich die Befriedigung darüber, daß mir die sozialpolitische Bedeutung der Arbeit so früh nahegelegt wurde. Wohl konnte mein Vater ein Sozial-

politiker im engen Kreise genannt werden zu einer Zeit, wo in der Öffentlichkeit von diesen Dingen noch wenig die Rede war. Seine nachdenklich sorgsame Sinnesart hatte früh die Gefahr erkannt, die in der Trennung der Stände von einander wie in der Neigung zu Genuß und Wohlleben liegt. Und wie er, erfüllt von dem Pflichtbewußtsein des Arbeitgebers, materielle Not zu lindern und dem Strebsamen helfend die Hand zu reichen bereit war, suchte er auch die Keime des Klassenhasses, die durch die geistige Entfremdung der Stände von einander entstehen, zu zerstören. Immer war er bemüht, das Ehrgefühl des kleinen Mannes zu schonen, bemüht auch, fernzuhalten, was als Vorzug der Besitzenden gilt und den untern Ständen unzugänglich ist. Hierbei mochte er einseitig und ungerecht sein, indem er den berechtigten Fortschritt nicht von den sich daran heftenden Auswüchsen zu sondern verstand. Sah er doch selbst in dem Bildungsdrange der Jugend, wo dieser ernstlich der Bereicherung des Lebens dienen will, nur ein verkehrtes Hochhinauswollen und eine Schädigung der Berufspflichten. Einseitig und wohl etwas verfehlt war auch die Erziehungsmethode, die mit unnachsichtlicher Strenge gegen das eigne Fleisch und Blut allzu früh schon und mit zu wenig Verständnis für des Kindes Eigenart geübt wurde. „De Jung deiht nix nützliches,“ das war die gefürchtete Kritik meiner Beschäftigungen, und mit dem „Nützlichen“ war nicht gemeint, daß ich die Schulbank drücken sollte, sondern Handreichungen bei der Feldarbeit, die in der Ferienzeit und in den Freistunden verlangt wurden, und denen sich der kleine Träumer gern entzog. Erst in einem spätern Alter konnte die gute Absicht recht gewürdigt, die Bedeutung der so zähe und manchmal mit verletzender Härte festgehaltenen Grundsätze recht verstanden werden.

Das Wort von der guten alten Zeit mit ihren bessern Zuständen, ihren bessern, tüchtignern, zufriednern Menschen ist ja nur sehr bedingt wahr. Man täuscht sich so leicht bei solchen Rückblicken, man idealisirt, hebt das Gute hervor und beachtet das Ungünstige nicht. Es wird bei solcher Darstellung wohl etwas übertrieben, und es mag manchmal komisch wirken, wenn die Steigerung der Lebensansprüche und das Fortschreiten ihrer verweichlichenden Wirkung förmlich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gemessen wird, wenn nicht bloß die Eltern den Kindern, sondern in einer größern Familie auch die ältern Geschwister den jüngern vorhalten, wie sie in ihrer Kindheit so viel strammer gehalten worden wären, so viel mehr hätten entbehren müssen; wo das noch hinauswolle? Aber der letzte Zeitabschnitt hat doch eine so tiefgreifende Umwälzung gebracht, daß auch von einer bedeutenden Änderung der Lebensweise weiter Volkskreise die Rede sein kann. Ich wenigstens empfinde aus natürlicher Sympathie für die mir zunächst stehenden Kreise schmerzlich die Wirkungen des Verlassens früherer Bräuche jedesmal, wenn ich von den Zuständen in meiner Heimat höre, von dem nicht ganz unverschuldeten Vermögensverlust so mancher mir bekannten Familie, wenn ich dann diese Zustände mit denen ver-

gleiche, deren ich mich selbst noch erinnere, oder die noch weiter zurückliegen. Was Wunder dann, wenn in der Hast und Unruhe des modernen Erwerbslebens dieser Schwächliche, federkrigende Abkömmling eines kräftigen Bauerngeschlechts, einer Beschäftigung obliegend, die seine Vorfahren verachtet hätten, öfter mit Wehmut an die Zeit denkt, von der ihm im Elternhause vorgeplaudert wurde, wo ein zufriedner und behäbiger Bauernstand auf den ererbten Sitzen wohnte, wo den Großeltern die eignen Kinder als Knechte und Mägde dienten. Was anders als Arbeit und Einfachheit war es, was diesen Wohlstand verbürgte, diese Zufriedenheit bewirkte! So war denn auch das Bewußtsein von der Bedeutung der Arbeit mit den Familienüberlieferungen tief verflochten. Spielte doch sogar in den märchenhaften Erzählungen von der Körperkraft und wilden, derben Hestigkeit eines Ahnen eine Kur von Arbeitscheu eine Rolle, die unter heutigen Verhältnissen den alten Herrn unfehlbar mit den Gesetzen in Konflikt gebracht hätte. So steht auch vor meiner Erinnerung die ehrwürdige Gestalt des Vaters da als eines Predigers im engen Familienkreise, unaufhörlich und bis zu ermüdender Einförmigkeit seine Mahnungen wiederholend, unablässig ankämpfend gegen das Eindringen neuer Anschauungen und Gewohnheiten in die eigne Familie, wenn auch dieser Kampf nicht ganz erfolgreich war und sein konnte. In meinem Gedächtnis haften die kernigen und manchmal etwas derben, die originellen und drolligen Aussprüche, die immer den einen Grundton hatten von der Verderblichkeit des Luzus, der Vornehmthuerei, des Müßiggangs.

Es kann mir nicht einfallen, den Maßstab enger bäuerlicher Verhältnisse an das ganze reiche Gebiet der heutigen wirtschaftlichen und Erwerbsthätigkeit anlegen zu wollen. Wohl aber glaube ich mir dank diesen Eindrücken meiner Jugendzeit Verständnis für eine Wahrheit bewahrt zu haben, die vielfach zu wenig beachtet wird. Der sozialpolitische Übereifer findet zum Teil seine Vertreter in solchen Kreisen der bessern Gesellschaft, die nach ihrer Erziehung und Denkart dem Arbeiterstande fernstehen, die aber die Lage des Arbeiterstandes nach den eignen Anschauungen beurteilen und daraufhin in die sozialistischen Klagen einstimmen und der sozialistischen Vorstellung zuneigen, daß das Loß dessen, der körperliche Arbeit verrichtet oder eine dienende Stellung einnimmt, traurig und menschenunwürdig sei. Und damit verbindet sich dann die Vorstellung, daß sich irgendwie Schätze müßten flüssig machen lassen, womit man alle müsse beglücken können, die sich in Not befinden. Ich glaube, daß der dem Arbeiterstand einen schlechten Dienast erweist, der so trügerische Hoffnungen nährt. Es ist nicht möglich, den ganzen Arbeiterstand auf die Stufe der Wohlhabenden emporzuheben. Darum, anstatt den Arbeiter lüstern zu machen nach dem, was er nicht erlangen kann, sollte man den umgekehrten Weg einschlagen. Die obern Stände sollten verzichten auf so manches, was als Vorzug gilt und den Neid erregt, was aber in Wahrheit das Leben nicht glücklicher macht, vielmehr wohl selbst von denen, die so genau beachten, was sich schickt

und gehört, manchmal als ein lästiger Zwang empfunden werden mag. Der Arbeiter kann nicht von der Aufgabe entbunden werden, sich selbst sein Auskommen zu sichern; er ist bei ernstlichem Willen hierzu auch imstande, und wenn er diese Pflicht versäumt, kann ihm kein entsprechender Ersatz durch fremde Hilfe geboten werden. Aber daß diese Pflicht so oft versäumt wird, daran tragen leider Standesvorurteile, die von den Bessergestellten zuerst gepflegt wurden und nach unten hin ansteckend wirkten, einen großen Teil der Schuld. Das oben erwähnte Mißverhältnis in der Verteilung der Arbeitskräfte auf die einzelnen Arbeitsfächer wäre nicht entstanden, wenn der Stand des Arbeitenden und Dienenden mehr geachtet würde. Dieser Stand selbst würde dann auch besser, leistungsfähiger, treuer sein, denn ihm würden solche Arbeitskräfte zufließen, die sich jetzt aus falschem Ehrgefühl von ihm fernhalten. Nicht durch gesetzlichen Zwang, nur durch Einwirkung auf die Gesinnung der Menschen wird man gründlich bessern. Zeigt es sich doch auf dem Gebiete der praktischen Gesetzgebung, wie unzulänglich solch gesetzgeberisches Eingreifen ist. Wir brauchen die schlichte, demütige Gesinnung, die das Arbeiten und Dienen nicht als entehrend ansieht. Wir brauchen aber auch bei den obern Ständen mehr Achtung vor der Arbeit und ein kräftigeres Bewußtsein von der allgemeinen menschlichen Verpflichtung zur Thätigkeit. Weil ich über diese vorbildliche Pflicht so früh Belehrung empfing, weil ich die Liebe zur Arbeit um ihrer selbst willen mit ihren wohlthätigen, segensreichen Wirkungen so früh kennen lernte, wage ich getrost, dies eine, was noththut, jedem verfehlten Reformeifer entgegenzustellen, und noch heute erinnere ich mich gern des Wortes, das ich so früh vernahm, wenn es mir damals auch nicht angenehm klang: „De Sung mut wat nützliches dohn.“



Der Befähigungsnachweis der akademisch Gebildeten



or einiger Zeit gingen durch die Zeitungen Klagen und Mahnungen, die hochangesehene Universitätslehrer im Kolleg über das geringe wissenschaftliche Streben vieler Studenten geäußert hatten. Jeder Kundige und Verständige konnte die ernstesten Worte nur mit aufrichtiger Freude lesen und mit dem Wunsche, daß sie die verdiente Beherzigung finden möchten. Das Übel, gegen das sie gerichtet waren, besteht thatsächlich, und wahrhaftig nicht zur Zierde und Ehre unsrer Hochschulen. Aber es ist ihm schwer abzuhelpfen. Bloße Mahnungen